

Zwischen Analytischem Pragmatismus und Quietismus. Brandom und McDowell über die Rolle der Philosophie

Matthias Kiesselbach, Bonn

Summary. This article examines the meta-philosophical rift which runs through the *Pittsburgh School* of contemporary philosophy. The rift is a disagreement about the appropriateness and likelihood of success of the kind of attempt at philosophical explanation in which implicitly mastered conceptual practices are reconstructed by way of combining simple and easily surveyable practical rules. While for Robert Brandom, such explanations can yield a genuinely better understanding of the target practice or vocabulary, and are thus an appropriate instrument for analytical philosophy, John McDowell considers them symptomatic of a wholly mistaken view of discursive practice, and takes their failure to be inevitable. According to McDowell, the futility of (“linear”) philosophical reconstructions is due to the holistic structure of linguistic competence and hence intentionality itself: distinct concrete conceptual practices presuppose each other in holistic (and hence circular) ways. This article defends Brandom’s thesis of the compatibility of the holism cited by McDowell on the one hand, and the possibility of philosophical explanation on the other, using a concrete example of a successful reconstruction which could be described as “linear” in McDowell’s sense. Finally, two possible answers in support of McDowell’s scepticism are discussed with a view to establishing room for a continuation of the debate.

Zusammenfassung. Dieser Artikel untersucht den meta-philosophischen Graben, der sich durch die *Pittsburgher Schule* der zeitgenössischen Philosophie zieht. Es handelt sich dabei um eine Meinungsverschiedenheit über die Angemessenheit und Erfolgsaussichten philosophischer Erläuterungsversuche, in denen begriffliche Praktiken, welche wir nur implizit beherrschen, durch die Kombination einfacher und einfach zu überblickender praktischer Regeln nachkonstruiert werden. Während solche philosophischen Rekonstruktionen für Robert Brandom zu einem besseren Verständnis der relevanten Begriffe bzw. Vokabulare führen und damit ein taugliches Mittel für die analytische Philosophie sein können, hält John McDowell sie für Symptome eines fehlerhaften Verständnisses diskursiver Praxis und ihr Scheitern für unvermeidbar. Nach McDowell liegt die Aussichtslosigkeit („linearer“) philosophischer Rekonstruktionen im

Holismus der Sprachkompetenz und der Intentionalität begründet: Zwischen konkreten begrifflichen Fähigkeiten gibt es holistische (und damit letztlich zirkuläre) Voraussetzungsverhältnisse. Dieser Artikel verteidigt Brandoms These der Kompatibilität zwischen dem von McDowell zitierten Holismus und der Möglichkeit philosophischer Rekonstruktionen mit einem konkreten Beispiel einer glückenden Rekonstruktion, welche in einer zentralen Hinsicht als „linear“ bezeichnet werden könnte. Schließlich werden zwei mögliche Antworten McDowells skizziert, aus denen sich Raum für eine Fortführung der Debatte ergeben könnte.

1. Einführung: Ein Graben durch die Pittsburgh School

Spätestens seit der Berufung von Wilfrid Sellars an das Pittsburgher Department of Philosophy gilt die Universität Pittsburgh als ein führender Standort nicht nur für die akademische Philosophie im Allgemeinen, sondern auch und gerade für die Philosophie einer ganz bestimmten Orientierung. Wie Chauncey Mahers *The Pittsburgh School* (2012) vor kurzem unterstrich, steht Pittsburgh – und das bedeutet neben Sellars insbesondere seine heutigen Nachfolger Robert Brandom und John McDowell – für einen bestimmten philosophischen Ansatz zum Phänomen der Intentionalität. Geht es darum, Klarheit zu schaffen in Bezug auf den Gehalt und den Bezug des Denkens (sein Von-etwas-Handeln, sein Über-etwas-Sein) und anderer verwandter Phänomene wie der Sprache und des Handelns, so beginnt die Pittsburgher Schule mit der entschiedenen Zurückweisung des *Mythos des Gegebenen* (myth of the given).

Dieser *Mythos* ist eine zumeist implizit gelassene Theorie darüber, wie Überzeugungen und andere intentionale Zustände bestimmten empirischen Gehalt haben können. Nach der Theorie ist dazu etwas – das Gegebene – nötig, das dem Subjekt des relevanten Zustands einerseits unmittelbar phänomenal präsent ist (also ohne Vermittlung durch inferentielle bzw. begriffliche Verknüpfungen, wie wir sie in der Sprache vorfinden), das aber andererseits geeignet ist, Überzeugungen und andere intentionale Zustände zu rechtfertigen. Für die Vertreter der Schule liegt der Beginn philosophischer Erkenntnis in der Einsicht, dass es nichts gibt, das beide Rollen gleichzeitig spielen kann. Wenn etwas eine Überzeugung rechtfertigen können soll, dann muss es bereits in einem Netzwerk begrifflicher Verknüpfungen lokalisiert sein; ist es jedoch konstitutiv in ein solches Netzwerk eingebunden, so kann es nicht im erforderlichen Sinn unmittelbar phänomenal präsent sein.

Die positive These, die von den verschiedenen Mitgliedern der Schule vertreten wird, hat mit der Rolle der öffentlichen Sprache – und der sich erst in ihr äußernden begrifflichen Struktur – in der Intentionalität zu tun. Die Mitglieder der Schule sind sich darüber einig, dass die Gehalte, die mit den mentalen Zuständen von Wesen assoziiert sind, welche in einem anspruchsvollen Sinn denkfähig sind (Brandom spricht von „sapient creatures“), prinzipiell sprachlich artikulierbar sein müssen. Dabei gibt es jedoch unterschiedliche

Meinungen darüber, wie die Praxis und damit die Kompetenz des sprachlichen Artikulierens – die Diskursivität – zu verstehen und zu erklären ist. Während McDowell darauf besteht, dass die einzig zulässige Erläuterung dieser Praxis bzw. Kompetenz auf Begriffe zurückgreifen muss, deren Beherrschung ein Verstehen der diskursiven Kompetenz¹ bereits voraussetzt, ist Brandom bereit, sich auf philosophische *bottom up*-Erklärungen einzulassen.²

Wir haben es hier mit einem tiefen meta-philosophischen Graben im Fundament der *Pittsburgher Schule* zu tun. Die Tiefe des Grabens sollte nicht unterschätzt werden. Tatsächlich geben sich Brandom und McDowell verwundert darüber, dass sie trotz ihrer meta-philosophischen Unterschiede in so vielen philosophischen Debatten übereinstimmende Positionen vertreten.

In diesem Artikel möchte ich die jüngste Manifestation dieses Grabens diskutieren: McDowells kritischen Kommentar (2008) zu Brandoms *Between Saying and Doing* [BSD] (Brandom 2008a) und auch seinen Aufsatz *Brandom's Wittgenstein. How Not To Read The Philosophical Investigations* (McDowell 2009a). Eine Konzentration auf diese Texte reicht aus, um den Charakter der Meinungsverschiedenheit herauszuarbeiten und Stellung zu ihr zu beziehen. Es wird sich zeigen, dass der Graben beschrieben werden kann als eine Meinungsverschiedenheit über die Angemessenheit und die Erfolgsaussichten einer bestimmten Art philosophischer Begriffsrekonstruktion, nämlich philosophischer Erläuterungsversuche, in denen die Praxis der Verwendung der fraglichen Begriffe, welche wir nur implizit beherrschen, durch die Kombination einfacher und einfach zu überblickender praktischer Schritte oder Regeln nachkonstruiert (im Sinne des „reverse-engineering“) werden.

2. Ein Überblick über *Between Saying and Doing*

Wir wollen mit einem (sehr) groben Überblick über Brandoms jüngstes größeres Werk, *Between Saying and Doing* (Brandom 2008a), beginnen, in dem Brandom seinen Ansatz philosophischer Erläuterung begrifflicher Praktiken darlegt. BSD ging aus dem Vorlesungsmanuskript der *Locke Lectures* hervor, die Brandom im Jahr 2006 an der Universität Oxford hielt. Diese Vorlesungen – genauer: eine Version der Vorlesungen, die Brandom im folgenden Jahr in Prag hielt – waren der Anlass für McDowells kritischen Kommentar zur Substanz und Methodik von Brandoms Philosophie.

Das Hauptziel von Brandoms *Locke Lectures* besteht darin, den philosophischen Pragmatismus von einem Schwert „suitable for the heavy, heroic, but occasional work of slaying dragons of conceptual confusion“ (BSD: 176) zu einem Werkzeug zu machen, das sich für den täglichen Hausgebrauch der analytischen Philosophie eignet. Brandoms *Locke Lectures* stellen dabei eine pragmatistische Variante der philosophischen Analyse bzw. Rekonstruktion begrifflicher Praktiken vor – einen „Analytischen Pragmatismus“, wie Brandom sein Projekt nennt – und wenden diese Methode auf einige Vokabulare und Begriffe bzw. die Praktiken ihrer Verwendung an. Letztere Anwendungen die-

nen sowohl als Beispiele zur Erläuterung als auch als Anstöße für weitere Forschungsprogramme.

Im Kern führen die *Locke Lectures* eine neue Art von Beziehung zwischen verschiedenen Vokabularen ein, die sich einfügen soll in die Reihe klassischer semantischer Beziehungen wie Synonymie, Bezugsgleichheit und verschiedener Varianten der Supervenienzrelation – also in die Reihe der Beziehungen, die zumindest seit dem *Linguistic Turn* das tägliche Brot der analytischen Philosophie sind.³ In Anlehnung an Rudolf Carnap münzt Brandom für seine Innovation den Begriff des „pragmatischen Metavokabulars“. Wenn ein Vokabular A hinreichend ist, um die Praxis (oder Fähigkeit) der Verwendung eines weiteren Vokabulars B zu spezifizieren, dann ist A ein pragmatisches Metavokabular für B. Wichtig dabei ist, dass die Vokabulare A und B nicht ineinander übersetzbar sein müssen. Brandom betont, dass ein pragmatisches Metavokabular expressiv wesentlich schwächer sein kann als das Vokabular, auf welches es sich bezieht. Tatsächlich ist dies der philosophisch interessanteste Fall. Generell gilt: Ein pragmatisches Metavokabular eines Zielvokabulars lässt einen sagen, was ein Sprecher tun muss, damit seine Ausdrücke als Ausdrücke des Zielvokabulars gelten können; es lässt einen nicht (notwendigerweise) auf alternative Weise sagen, was man mit Ausdrücken des Zielvokabulars sagt.

Brandom belässt es nicht bei der Einführung und Diskussion einer bislang unbeachteten Relation zwischen Vokabularen, sondern untersucht zudem ihre begrifflichen Komponenten und skizziert schließlich ein ganzes Feld ihrer möglicher Kombinationen. Konkret, so Brandom, gibt es verschiedene Beziehungen zwischen Praktiken (oder Fähigkeiten) auf der einen Seite und Vokabularen auf der anderen. Die erste, die eine zentrale Rolle in der Definition des semantischen Metavokabulars spielt, wird von Brandom als „PV-sufficiency“ bezeichnet. Die Frage dahinter ist diese: Was muss man tun (P), damit seine Ausdrücke als Ausdrücke eines bestimmten Vokabulars (V) gelten?⁴ Die zweite Beziehung, die in der Definition des semantischen Metavokabulars vorkommt, ist die „VP-sufficiency“. Die Frage hinter dieser Beziehung ist folgende: Welches Vokabular (V) ist hinreichend, um eine Praxis (oder Fähigkeit) zu spezifizieren (P)? Diese beiden Beziehungen zusammengekommen ergeben jene Beziehung, in der ein pragmatisches Metavokabular zu seinem Zielvokabular steht. Es wird nun klar, dass sich diese Beziehung als eine „VV-sufficiency“ verstehen lässt. Ebenso wird nun klar, dass es andere einfache pragmatische Relationen, zum Beispiel *necessities* statt *sufficiencies*, geben kann (Brandom spricht hier von “basic meaning use relations” oder “basic MURs”) und dass sich andere komplexe Beziehungen (“resultant MURs”) aus ihnen konstruieren lassen.

Der methodologische Hauptpunkt von BSD liegt in der Anregung, den verschiedenen MURs, und insbesondere der Idee des pragmatischen Metavokabulars, eine zentrale Rolle neben den klassischen Werkzeugen und Ideen der analytischen Philosophie zuzugestehen.

BSD gibt einige Beispiele von bereits bekannten, allerdings noch nicht vollständig (im Sinne von Brandoms Vorschlag) verstandenen Untersuchungen

der Art, wie sie gefordert werden, und skizziert einige weitere Anwendungsmöglichkeiten in etwas größerer Detailtiefe. Zu ersteren zählt nach Brandom Wilfrid Sellars bekannte Argumentation für die These, dass die Fähigkeit, observationales Vokabular („s e e m s red“) zu benutzen, die Fähigkeit voraussetzt, nicht-observationales Vokabular („i s red“) zu benutzen.⁵ Hinzu kommt Brandoms eigene, schon früher vertretene, These über die pragmatische Beziehung zwischen dem A u s s a g e n und dem F o l g e r n (asserting and inferring) sowie Huw Prices These, dass sich normative Aussagen zwar nicht auf nicht-normative Aussagen reduzieren lassen, dass sich aber in nicht-normativem Vokabular sagen lässt, was eine Sprecherin tun muss, damit ihre Äußerungen als normative Aussagen gelten können.⁶ Zu letzteren zählt die von Brandom in einem späteren Kapitel verteidigte These, dass sich indexikalisches Vokabular nicht auf nicht-indexikalisches Vokabular reduzieren lässt, dass sich aber gleichwohl in letzterem sagen lässt, was eine Sprecherin tun muss, damit ihre Ausdrücke als genuin indexikalische Terme verstanden werden können.⁷ (Auf letzteres Beispiel kommen wir noch zu sprechen.)

Ein Wort zum semiotischen Bezug von BSD: Brandom selbst hat wenig zu den Anknüpfungspunkten zwischen seinem philosophischen Programm und der Semiotik gesagt.⁸ Dies mag daran liegen, dass er die Semiotik für „prä-fregeanisch“ und gar „prä-kantianisch“ (und damit unrettbar überholt) in dem Sinne hält, dass sie keine theoretischen Ressourcen für eine Unterscheidung zwischen *propositionalen* und bloß *bezeichnenden* Zeichen biete und daher keinen theoretischen Raum für die besondere Art von Gehalt von *S ä t z e n* im Gegensatz zu anderen Ausdrücken bereitstelle.⁹ (Es sei daran erinnert, dass es nach Brandom Kants Verdienst war, das Primat des Urteils gegenüber der *I d e e* herauszuarbeiten, was bei Frege zum Primat des Satzes und seinem Gehalt gegenüber den verschiedenen subsentenzialen Zeichen und ihren Gehalten wurde.) Mir scheint, dass eine konstruktivere Sicht über einen semiotischen Zugang zu Brandoms Programm möglich ist. Gerade Brandoms breite Rezeption innerhalb der Semiotik zeigt die Offenheit der Disziplin gegenüber einer besonderen Hervorhebung von Zeichen, die für komplette Propositionen stehen, und ihrer gesonderten Untersuchung. Prinzipiell spricht auch nichts dagegen, inferentielle Verknüpfungen (in *Making It Explicit* und BSD) oder pragmatische Beziehungen (BSD) zwischen Ausdrücken oder Ausdrucksklassen als Brandoms Nachfolgekonzeptionen – oder Ausbuchstabierungen – des Saussure'schen „signifié“ zu verstehen. Freilich wird es Aufgabe der Semiotik sein (zu der der vorliegende Band gewiss beitragen wird), den semiotischen Zugang zu Brandom präziser auszuarbeiten. Dies an dieser Stelle zu tun würde gewiss den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen.

3. Der Dissens: erste Formulierung und erste Reaktion

McDowell zeigt sich zwar beeindruckt vom systematischen Anspruch und von der philosophischen Kreativität der Brandomschen Vorlesungen, gibt aber in der Sache nicht nach. Er kritisiert Brandoms Pragmatisierung der Analyse, weil

er das ganze klassische Unternehmen des Analysierens von Begriffen für fehlgeleitet hält. McDowell schreibt, er denke nicht, dass

“breathing new life into the classical project should seem a good idea. [...] Brandom risks making his new creature look like a sort of Frankenstein monster, enabled to stumble about in a semblance of life by dint of the grafting of new organs, donated by pragmatism, into something that would otherwise have been a corpse, and should have been allowed to stay that way” (McDowell 2008: 47).

Im Hintergrund von McDowells radikaler Kritik der Analyse steht sein wittgensteinianisches Sprachverständnis. Nach diesem ist der Gehalt sprachlicher Ausdrücke nicht Funktion einer Beziehung zwischen der Sprache und etwas anderem; etwas, das auf irgendeine Weise verborgen ist und erst durch philosophische Analyse erkennbar wird. Vielmehr ist sprachlicher Gehalt ein Aspekt des Eingelassenseins der Sprache in unsere Lebenspraxis. Alle Struktur, die unsere Sprache kennzeichnet, ist Struktur der vielfältigen Handlungen, die zusammen unsere praktische, menschliche, Lebensform ausmachen – und liegt als solche immer bereits offen zutage. Wenn wir sie nicht richtig sehen, so liegt dies daran, dass die Sprache, wie das menschliche Leben selbst, ein Sammelsurium verschiedener Sub-Praktiken mit verschiedenen Zielen, Stilen und charakteristischen Werkzeugen ist, und dass wir dazu tendieren, in der Betrachtung der Sprache von unserem Verständnis des einen oder anderen Bereichs illegitimterweise auf alle anderen Bereiche zu extrapolieren.

So übernimmt McDowell von Wittgenstein nicht nur das Grundverständnis diskursiver Praxis, sondern auch das methodologische Beharren darauf, dass es nur zwei legitime philosophische Aktivitäten gibt (und nur zwei philosophische Aktivitäten mit berechtigter Aussicht auf Erfolg): zum einen das Erinnern daran, wie die Sprache in konkreten Kontexten verwendet wird, und zum andern das Diagnostizieren und damit das Therapieren konkreter Wahrnehmungs- oder Denkfehler in Bezug auf die Sprache. Zwar muss eingeräumt werden, dass McDowells Diagnosen komplexer, schwieriger zu lesen und enger verzahnt mit der akademisch-philosophischen Fachdebatte sind als diejenigen Wittgensteins. Aber dies ist bloß eine Konsequenz der Tatsache, dass nach McDowell einige der philosophischen „Fliegengläser“ (Wittgenstein 2001: §309), in denen sich unser Intellekt verfängt, ihre Ursprünge im philosophischen Aufsätzen, Büchern und Seminaren haben. Es liegt auf der Hand, dass McDowells Skepsis in Bezug auf Brandoms philosophisches Programm auch die Vertreterin der Semiotik interessieren sollte: Wenn sich keine interessanten theoretischen Aussagen über unsere Kompetenz des verstehenden Umgangs mit sprachlichen Ausdrücken machen lassen, dann müsste auch ein großer Teil der Semiotik sich auf wittgensteinianisches Therapieren verlegen und ansonsten zusehen, sich selbst abzuschaffen.

Angesichts von McDowells wittgensteinianischem Quietismus – dies ist übrigens eine Selbstzuschreibung McDowells – ist es keine Überraschung, dass McDowell im konkreten Teil seines Artikels schreibt, dass es neben dem Empirismus und dem Naturalismus (und möglicherweise weiteren, verwandten,

metaphysischen oder epistemologischen / semantischen Projekten) schlichtweg keine guten Gründe gibt, sich für Beziehungen zwischen Vokabularen zu interessieren. Und der Empirismus sowie der Naturalismus haben sich als aussichtslos erwiesen.

“[T]he project of analysis he is recommending is like the [failed] core programs of the classical project [viz. empiricism and naturalism] in this respect: it privileges one vocabulary over others. When one opposes those core programs, one is opposing the relevant claims of privileged status for one vocabulary as against others. And there is room for a general suspicion of all such claims” (McDowell 2008: 49).

McDowell beginnt hier mit einer Prämisse, die von Brandom explizit vertreten wird: Das Projekt, die traditionell als problematisch angesehenen Vokabulare – modales, moralisches, semantisches, intentionales Vokabular, usw. – auf observationales (Empirismus) bzw. physikalisches bzw. anderweitig szientistisches Vokabular (Naturalismus) zu reduzieren, ist gescheitert. McDowell begnügt sich allerdings nicht mit der Konstatierung des Scheiterns: Zentral für seine Einschätzung des Brandomschen Unternehmens ist seine Überzeugung, dass dieses Scheitern auf die Aussichtslosigkeit des Privilegierens eines Vokabulars über andere Vokabulare an sich zurückgeführt werden muss.

Brandom akzeptiert Wittgensteins Verständnis der Sprache als ein „Sammelsurium“ (motley) verschiedener Praktiken.¹⁰ Er akzeptiert zudem die These, dass die Sprache aus nicht-sprachlicher Praxis hervorgegangen ist und mit ihr weiterhin intern verbunden bleibt. Brandom sympathisiert sogar mit der These, dass alle Systematizität, die sich in der Sprache finden lässt, lokal ist, evolutionären Zwängen ausgesetzt ist und sich mitunter kreativ brechen lässt.¹¹ Brandom widerspricht nur der These, dass alle Systematizität der Sprache transparent und kompetenten Sprechern damit bereits prinzipiell bekannt ist. Und dieser Einspruch informiert Brandoms Entgegnungen auf McDowells konkrete Kritikpunkte. Seine Entgegnungen lassen sich an mindestens zwei Stellen finden: erstens im letzten Kapitel (*Responses*) der Brandoms Werk gewidmeten Ausgabe von *Philosophical Topics*, zweitens im Nachwort zu BSD.

Die argumentative Strategie in Brandoms Antwort ist einfach: Während er einräumt, dass jede „meaning-use“-Analyse Brandomianischer Art ein Vokabular über ein anderes privilegiert, besteht er darauf, dass es zwei ganz unterschiedliche Arten des Privilegierens gibt. Ein Vokabular kann als global privilegiert präsentiert werden, es kann aber auch als privilegiert (nur) relativ zu einer konkreten meaning-use-Analyse präsentiert werden. Anhänger der klassischen Programme der analytischen Philosophie – des Empirismus und des Naturalismus – vertreten eine globale Privilegiertheitsthese für das von ihnen jeweils favorisierte Vokabular – observationales bzw. Sinnesdaten-Vokabular oder physikalisches bzw. anderweitig szientistisches Vokabular, respektive. Die Idee hinter diesen Programmen war, dass alle s, was überhaupt sag- und denkbar ist¹², im jeweils favorisierten Vokabular ausgedrückt werden kann. Brandom versichert dagegen, bescheidenere Ziele zu haben. Zwar gibt er zu, dass es aufregend wäre,

wenn sich ein Vokabular finden ließe, in welchem alle denk- und sagbaren Gehalte ausgedrückt werden können.¹³ Jedoch rechnet er nicht mit dem Fund eines solchen Vokabulars. Die Suche nach einem solchen Vokabular oder die Hoffnung auf seine Entdeckung gehören auch nicht zu den theoretischen Festlegungen von Brandoms philosophischem Projekt. Vielmehr basiert Brandoms Analytischer Pragmatismus auf dem Vorhaben, einzelne Vokabulare auf eine neue Weise zu beleuchten, nämlich indem andere Vokabulare präsentiert werden, die hinreichen, um die Praxis der Verwendung der fraglichen Vokabulare zu spezifizieren.

Als Quelle philosophischer Inspiration zitiert Brandom David Lewis, für den die Philosophie im Wesentlichen darin bestand, Landkarten des dialektischen Raums zu zeichnen, indem vormals unbekannte Linien zwischen bekannten Punkten gezeichnet werden. “[Lewis’] algorithmic-constructional method (building complex things by applying well-defined operations to simpler things)”, so Brandom,

“is a very good, perhaps superlative, way of securing clarity of understanding. I have elsewhere called it for this reason the ‘gold standard’ of understanding generally – by which I mean that when and to the extent it is available, it is the very best sort of understanding to have, for it takes the issue of what one means (what one is committed to by a claim, what is incompatible with it, what would count as evidence for or against it, and so on) out of the hands, out from under the authority, of the one making the claims. [...] If a dispute arises, those who are assessing the claim in question can say, with Leibniz, ‘Let us calculate’” (BSD: 214).

Es wäre nicht übertrieben, Brandoms gesamtes BSD in diesem Sinn als lewisianisches Werk zu verstehen.

4. Philosophische Rekonstruktionen einer Praxis, deren Verständnis auf dem Beherrschen der Praxis beruht

Auf Brandoms Erklärung, dass seine Vokabular-Privilegierungen stets nur lokale Privilegierungen sind, scheinen McDowell mindestens zwei Antworten offen zu stehen. Erstens kann er einräumen, dass Brandoms explanatorische Bescheidenheit sein Projekt insgesamt akzeptabler macht. Damit bliebe als mögliche Kritik die These, dass das *analytische* Projekt dadurch aber auch weniger interessant wird, und vielleicht die Feststellung, dass Brandoms Rhetorik (in *Making It Explicit* [MIE] und vielleicht auch in BSD) einen weniger bescheidenen Eindruck macht.

Die zweite Option ist darauf zu bestehen, dass auch ein lokales Privilegieren problematisch ist. Diese Option entspricht eher McDowells philosophischem Naturell, und in der Tat ist McDowells generelle Frage an Brandom – eine Frage, die er für bislang unbeantwortet hält: Was spricht *überhaupt* für ein (globales oder lokales) Privilegieren eines Vokabulars über andere Vokabulare?

In seinem Aufsatz *Motivating Inferentialism* (2009b), einem Kommentar zum ersten Kapitel von Brandons MIE, schreibt McDowell: "Brandom pays almost no attention to the question whether semantic explanation should be linear, with some concepts selected as primitive" (McDowell 2009b: 292). Freilich könnte man denken, dass „primitive“ in diesem Zusammenhang im globalen Sinn gelesen werden muss, also als primitiv im Hinblick auf *a l l e* anderen (intellektuell respektablen) Vokabulare. Aber angesichts von McDowells allgemeiner quietistischer und holistischer Festlegung in der Philosophie ist die Annahme plausibel, dass McDowell auch vor der *l o k a l e n* Privilegierung eines Vokabulars warnen will. Wenn es, so McDowells Position, überhaupt Raum für das Projekt der semantischen Erklärung gibt, so muss es eine holistische Erläuterung sein, in der einerseits daran erinnert wird, wie der zu erläuternde Teil der Sprache in konkreten Kontexten verwendet wird, und in der andererseits Fehlwahrnehmungen aufgedeckt werden, durch die wir uns von den tatsächlichen Verwendungen entfremdet haben. Ein solch holistisches Unterfangen muss von dem Vokabular Gebrauch machen, welches es zu erläutern gilt.

Neben McDowells Überzeugung, dass es schlechterdings keine positiven Gründe für eine („lineare“) Nachkonstruktion gibt (und dass es kein *V e r s t e h e n* gibt, das diesen Namen verdient, welches sich durch eine Nachkonstruktion erreichen oder verbessern ließe), ist McDowells Hauptsorge, dass philosophische Nachkonstruktionen in einem bestimmten Sinn zum Scheitern verurteilt sind: Das Produkt der Nachkonstruktion wird das ursprüngliche Phänomen immer verfehlen; es wird eine leblose und hohle Kopie des Letzteren bleiben.

Eine Version dieser Sorge ist wohlbekannt – wenn auch eher außerhalb der akademischen Philosophie. Sie bezieht sich auf Phänomene wie die Liebe oder den Humor. Keinem Wissenschaftler oder Philosophen, so die Sorge, wird es je gelingen, mit ihren traditionellen Werkzeugen zum Kern des jeweiligen Phänomens vorzustoßen, zu dem, was es im Innersten ausmacht. Es wird ihnen stets höchstens gelingen, leblose und hohle Kopien – oder aber wiederum unverständene Phänomene – zu konstruieren. Sollte es möglich sein, diese Phänomene überhaupt zu *v e r s t e h e n*, so muss das Verstehen seinen Ursprung in einer unvermittelten Erfahrung haben, oder möglicherweise in literarischen oder anderen künstlerischen Beschäftigungen mit dem jeweiligen Phänomen.

McDowell macht keine offenen Anleihen beim romantischen Diskurs, besteht aber darauf, dass Rekonstruktionen beherrschter linguistischer Praktiken in der Regel die Sache verfehlen. McDowells Argumentation richtet sich dabei gegen zwei Ziele. Erstens Brandons Projekt der Rekonstruktion der diskursiven Praxis *a n s i c h* (und mittelbar damit des Phänomens des propositionalen Denkens, also – in Brandons Jargon – der „sapience“; hier ist das Hauptziel der Kritik MIE), zweitens Brandons einzelne Rekonstruktionen konkreter Vokabulare bzw. der Praktiken ihrer Verwendung. Beide argumentativen Angriffe haben ihre Wurzeln in McDowells Holismus. Wir wollen mit dem ersten der beiden Angriffe beginnen.

McDowell ist überzeugt, dass die verschiedenen Stufen von MIE zusammen genommen nicht als eine Theorie des sinnvollen Sprechens (oder der „sapience“ an sich) gelten können. Es wird immer, so McDowell, etwas fehlen, und so bleibt es nach McDowell trotz gegenteiliger Beteuerung möglich, dass eine Praxis alle von Brandom aufgeführten Strukturmerkmale besitzt und dennoch keine tatsächliche *diskursive* Praxis darstellt, sondern höchstens ein komplexes Spiel elaborierter Klangerzeugung. In diesem Zusammenhang regt McDowell ein Gedankenexperiment an, das an ein ähnliches Gedankenexperiment Dummetts erinnert. Man stelle sich Marsbewohner vor, die mit einander auf eine Weise kommunizieren, die sich von unserer Art der Kommunikation so radikal unterscheidet, dass etwa marsianische Anthropologen unsere Kommunikation nicht als die menschliche Variante der marsianischen Kommunikation verstehen würden. Man stelle sich ferner vor, dass Marsbewohner eine ganze Bandbreite von regelgeleiteten Praktiken beherrschen würden, die keinem externen Zweck dienen (außer vielleicht, einfach Spaß zu machen – “[p]erhaps the fun lies in the intellectual challenge of keeping track of the positions of players” (McDowell 2009b: 296)). Diese Marsbewohner, so McDowell nun weiter, könnten die menschliche Sprachpraxis als ein Spiel genau dieser Art interpretieren:

“It does not occur to them that the behaviour has meaning, except in the sense in which, say, chess moves have meaning. They realize that the human practice they are investigating includes inheriting entitlements from other players, and deferring to those others the responsibility for vindicating the inherited entitlements, but the Martians do not see inheriting an entitlement as a case of having it affirmed to one that things are thus and so. [...] They do not see moves in the game as assertions, and (the other side of the coin) they do not see transitions between moves as inferences. But they miss nothing about linguistic behaviour that is capturable with the concepts of commitment, entitlement, and practice-sanctioned consequence” (2009b: 296).

Brandom könnte einräumen, dass nicht alle Details seiner Rekonstruktion der diskursiven Praxis in jeder Hinsicht korrekt sind. Freilich muss er aber dabei bleiben, dass der Anspruch seines Projekts ist, hinreichende Bedingungen dafür zutage zu fördern, dass eine Praxis als diskursive Praxis und ihre Teilnehmer als intentionale Wesen gelten können. Brandom hat im Gespräch eingeräumt, dass er damit leben könnte, wenn die von ihm beschriebene Praxis nur als „proto-diskursive“ Praxis verstanden wird, wobei der *e c h t e* Gegenstand erst unter der hinzugegebenen Annahme in Erscheinung tritt, dass die Teilnehmer der Praxis bereits vor (bzw. logisch unabhängig von) der Teilnahme an der Praxis *e c h t e* Intentionalität an den Tag legen. Allerdings betont er, dass dieses Eingeständnis kein inhaltlich signifikantes ist, sondern nur explizit macht, dass Intentionalität immer eine Frage der Perspektive ist. Brandom besteht somit darauf, dass MIE eine echte Erläuterung der Intentionalität darstellt.

Mir scheint, dass eine Einschätzung der dialektischen Lage leichter wird, wenn wir zu McDowells zweitem Angriff – gegen einzelne, konkrete Begriffs-

praktiken – übergehen und uns als Beispiel McDowells Angriffsstrategie gegen Brandoms Rekonstruktion der Verwendungspraxis indexikalischen Vokabulars ansehen. McDowells Sorgen sind hier ähnlich wie im generellen Fall gelagert, jedoch ist Brandoms Antwort, also seine Aussagen über die konkrete Rekonstruierbarkeit, expliziter. Nach Brandoms pragmatistischer Rekonstruktion der Verwendungspraxis indexikalischen Vokabulars, gilt: “[I]f a speaker *s* wants to assert that some property *P* holds of *s*, it is correct for *s* to say ‘*P* holds of *me*’” (McDowell 2008: 52; Hervorhebung im Original; BSD: 25). McDowell dazu:

“But that seems wrong. It is correct, in the only sense that seems relevant, for *s* to say ‘*P* holds of *me*’ only if what he wants to assert is that *P* holds of himself, where ‘himself’ is the kind of reflexive that, as Anscombe explains, can be understood only as an *oratio obliqua* counterpart of the first person. If that is right, an accurate formulation of the correctness condition is after all not intelligible independently of understanding the first-person form. That is, it is not intelligible independently of understanding the relevant region of indexical vocabulary. Suppose *s* wants to say that *P* holds of *s* without wanting to say the property holds of himself, as he may if he does not know that *s* is himself. [In this case,] saying ‘*P* holds of *me*’ would not be a correct way for him to say what, on the hypothesis, he wants to say, namely that *P* holds of *s*. This is just the point on which the classical analysis goes wrong; it seems to undermine Brandom’s sketch of a pragmatist analysis too” (2008: 52).

McDowells Kritik basiert hier auf dem Gedanken, dass Brandoms Rekonstruktionsvorschlag – welcher sich darum dreht, was ein Sprecher *tun* muss, damit bestimmte seiner Ausdrücke als genuin indexikalische Terme interpretiert werden können – nur aus der Perspektive von jemandem verständlich ist, der indexikalische Terme bereits versteht und die Praxis ihrer Verwendung beherrscht.

Brandom antwortet, er habe nie behauptet, dass es eine autonome diskursive Praxis geben könnte (mit Sellars: “a game one could play though one played no other” (BSD: 95)), die ohne indexikalisches Vokabular auskäme. Vielmehr erklärt Brandom in BSD, dass indexikalisches Vokabular notwendig dafür ist, dass Sprecher sich selbst explizit normative Status zuschreiben können. In diesem Sinne betont Brandom, dass er nur behaupte, man könne in einer nicht-indexikalischen Sprache Regeln für die korrekte Verwendung indexikalischer Ausdrücke formulieren.

“So, when John [McDowell] says that what you have to be able to do to use nonindexical language is – I think this is a quote – ‘not intelligible entirely independently of the capacity to use indexicals,’ I actually agree with that. I don’t think you can use nonindexical vocabulary unless you can also use indexical vocabulary. But that’s a separate claim from the question of whether someone who can use both kinds of vocabulary can formulate rules in the nonindexical language that specify sufficient conditions for correctly using the indexical vocabulary. [...] Someone who [...] is the master of nonindexical vocabulary only needs to use the capacities he is using to deploy the nonindexical

vocabulary to state rules that determine the correct use of the indexical vocabulary. That's the claim" (Brandom 2008c: 138f.).

Wir können hier von zwei verschiedenen Sinnen sprechen, in denen eine philosophische Rekonstruktion als bescheiden beschrieben werden kann. Eine Rekonstruktion kann erstens insofern bescheiden sein, als sie die Begriffe, deren Verwendungspraxis es zu rekonstruieren gilt, semantisch voraussetzt – also *verwendet*. Zweitens kann sie bescheiden sein in dem Sinn, dass sie nur von jemandem verstanden werden kann, der die zu rekonstruierende Praxis bereits beherrscht. Wenn Brandom seinen analytischen Pragmatismus als bescheiden preist, redet er von Bescheidenheit im zweiten, nicht im ersten Sinn.

Es mag sich die Frage aufdrängen, was genau der Nutzen einer Nachkonstruktion sein soll, die nur von jemandem verstanden werden kann, der die rekonstruierte Praxis bereits beherrscht. Aus der Sicht Brandoms offenbart diese Frage, wie sehr der verengte Analysebegriff, gegen den Brandom mit BSD anschreibt, die Vorstellungskraft im Hinblick auf den Nutzen philosophischer Erläuterungsprogramme einschränkt. Für Brandom liegt es auf der Hand, dass eine *bescheidene* Rekonstruktion uns kompetenten Sprechern selbst einen Aspekt unserer vormals unverstandenen Sprachpraxis vor Augen führen kann. Dies möchte ich im Folgenden illustrieren.

An anderer Stelle (Kiesselbach 2012) habe ich Brandoms Ansatz der Erläuterung normativer Praxis (bzw. der Normativität an sich) verteidigt und dabei besonders auf eine (explanatorisch) unbedrohliche Art der Zirkularität hingewiesen. Mir scheint, dass diese unbedrohliche Art der Zirkularität eng verwandt mit der These der Angewiesenheit des Adressaten einer philosophischen Praxisrekonstruktion auf die Beherrschung der rekonstruierten Praxis ist.

Brandoms Erläuterung der Normativität, seine „normative Pragmatik“ (normative pragmatics (MIE: Kap. 1)) basiert zentral auf der These, dass normative Status einer Akteurin instituiert werden durch die praktischen Einstellungen (practical attitudes) der Akteurin sowie anderer Akteure ihrer Gemeinschaft. Solange der Begriff der praktischen Einstellung weniger mysteriös ist als der Begriff des normativen Status, kann ein solcher Ansatz genuinen explanatorischen Wert haben. Und in einem klaren Sinn ist der Begriff der praktischen Einstellung weniger mysteriös, denn er kann rekonstruiert werden als bloßer Algorithmus, welcher unproblematisch durch einen Computer (oder auch einer Uhr, wenn es sich um einen einfachen Algorithmus handelt) instantiiert werden kann. Allerdings trifft Brandom an dieser Stelle eine strategische Entscheidung, die ihm einige Kritik eingebracht hat: Seine Geschichte über die Institutionierung normativer Status durch praktische Einstellungen verwendet ganz unbescheiden normatives Vokabular. „The work done by talk of deontic [normative] statuses cannot be done by talk of deontic [practical] attitudes actually adopted [...] nor by regularities exhibited by such adoption“, schreibt Brandom und fährt fort: „Talk of deontic [normative] statuses can in general be traded in only for talk of proprieties governing adoption and alteration of deontic [practical] attitudes“ (MIE: 626). Der Vorwurf, den diese Entscheidung auf sich gezogen

hat, ist der Vorwurf der Zirkularität. Ist es nicht problematisch, in der Erläuterung normativen Vokabulars selbst normatives Vokabular zu verwenden?

Meine Antwort auf diese Sorge war zu zeigen, dass die Zirkularität kein illegitimer Zirkelschluss ist, sondern dass die normative Praxis selbst zirkulär strukturiert ist, und dass eine Beschreibung dieser zirkulären Praxis möglich ist, in der das problematische Vokabular nicht einfach semantisch vorausgesetzt wird, sondern in seiner Funktion *a u s g e s t e l l t* wird. Die Dinge werden klar(er), wenn wir uns zwei Aspekte der praktischen Einstellungen vor Augen führen, welche laut Brandom normative Status instituieren. Erstens beziehen sich die relevanten praktischen Einstellungen – nämlich die Einstellungen, andere Manöver für korrekt oder inkorrekt zu halten – auf andere praktische Einstellungen, und zwar in konvergierenden Rückkopplungsschleifen. (So nenne ich es jedenfalls; dazu gleich mehr.) Zweitens gilt es zu begreifen, dass eine Sprecherin, die eine normative Aussage tätigt, damit *i h r e* praktischen Einstellungen ausstellt und somit an den Rückkopplungsschleifen mitwirkt. Beides wird (meines Erachtens) am deutlichsten am Beispiel des Papiergeldkreislaufs. Hier ist die Zirkularität folgende: Ein Papiergeldschein ist nur deswegen wertvoll, weil ich und viele andere Marktteilnehmer die praktische Disposition (Einstellung) haben, ihn auf ganz bestimmte Weisen gegen Güter und andere Scheine zu tauschen. Papiergeld ist wertvoll, weil ich es verwenden kann, um damit Dinge zu kaufen. (Und andere Leute können das auch, und sie können auch Dinge dafür verkaufen.) Der Wert eines Papiergeldscheins macht es seinerseits vernünftig, ihn als wertvoll zu behandeln, also genau die genannten praktischen Dispositionen (Einstellungen) einzunehmen. Und unter der Annahme verbreiteter Rationalität *w e r d e n* die Teilnehmer die Papiergeldscheine die entsprechenden Dispositionen (Einstellungen) auch einnehmen. Kurzum: Leute *b e h a n d e l n* das Papier als wertvoll, weil es wertvoll *i s t*, und *m a c h e n* es dadurch wertvoll. Die hier zum Vorschein kommende Zirkularität ist klarerweise nicht zirkulär. Sie befällt nicht in erster Linie einen Erklärungsversuch, sondern charakterisiert die Struktur einer bestimmten Praxis.

Wichtig für uns ist nun dies: Eine Theoretikerin, welche den Begriff des *W e r t s* in den Mund nimmt, ist selbst im Geschäft der Ausstellung ihrer eigenen praktischen Einstellungen und nimmt damit an der zirkulären Praxis teil. Dies ist auch dann der Fall, wenn es ihr aktuell nur darum geht, die Begriffe des Werts und der Bewertung besser zu verstehen – sie muss insgesamt am Prozess der Herstellung von Wert mittels von Bewertungen teilnehmen.

Die Lehre ist folgende: Die Verwendung normativer Terme wie „Wert“ (in Kieselbach 2012 buchstabiere ich dies auch in Bezug auf semantisches Vokabular wie „Bedeutung“ oder „bedeutet“ aus) ist untrennbar verbunden mit der Produktion dessen, auf das sich die Terme beziehen. Andersherum gesagt: die Ausdrücke einer Sprecherin können nur dann als genuin *n o r m a t i v e* Ausdrücke gelten, wenn die Sprecherin mit ihnen in einer normativen Praxis zur Herstellung normativer Terme beiträgt. Eine Rekonstruktion normativer Praxis ist daher nur komplett, wenn der Theoretiker (bereits) an der Praxis, die rekonstruiert wird, teilnimmt. In Bezug auf die Rede von „Wert“: Eine Rekonstruktio-

on der Verwendung evaluativer Terme (neben *Wert* auch *wertvoll*, *Kosten*, *teuer* etc.) ist erst dann vollständig, wenn der rekonstruierende Theoretiker die Terme selbst auf die übliche Weise, also mit dem Effekt des Beitrags zur Herstellung von Wert, verwendet und versteht. Und dennoch: Die Erläuterung, innerhalb derer praktische Einstellungen normative Status instituieren, hat genuinen explanatorischen Wert. In ihr zeigt sich eine Art von *Analyse*, die diesen Namen verdient, obgleich vom Empfänger der Analyse bereits eine Beherrschung dessen verlangt wird, was analysiert wird.

Kurzum: Es gibt gute Gründe zu denken, dass sich die normative Praxis (als solche) erst verstehen lässt, wenn die Teilnahme an ihr bereits vorausgesetzt wird. Das Verständnis der Analyse setzt die Fähigkeit des Umgangs mit normativem Vokabular voraus. Mit dem Beispiel der Erläuterung von Begriffen wie *Wert* zeigt sich dies besonders klar. Und dennoch kann die Erläuterung des fraglichen Vokabulars genuinen explanatorischen Wert haben.

5. Zwei mögliche Antworten McDowells

Im Rest dieses Artikels möchte ich kurz zwei mögliche Antworten McDowells diskutieren. Erstens: Die oben skizzierte Erläuterung normativen Vokabulars ist gerade nicht *bottom up* und kann daher nicht dazu dienen, Brandoms Variante philosophischer Erläuterung gegen McDowells Einwände zu verteidigen. Zweitens: Die Praxis der Verwendung normativer Terme gibt es nicht, es gibt nur konkrete Praktiken normativer Terme, und diese sind gerade nicht rekonstruierbar auf die skizzierte Weise.

An beiden Antworten, so denke ich, ist etwas dran; daher können beide dazu dienen, betretbaren Raum zwischen Brandom und McDowell zu beleuchten. Beginnen wir mit der ersten Antwort. Sie akzeptiert die Legitimität meines skizzierten Erläuterungsversuchs normativer Praxis, besteht aber darauf, dass es sich bei dem Versuch explizit und zentral um eine nicht-lineare Erläuterung einer Praxis handelt. Immerhin entsteht sie aus der Verteidigung von Brandoms Strategie, in der Erläuterung der Instituierung von normativen Status auf normatives Vokabular zurückzugreifen. Dies stimmt freilich, und insofern scheint es auf der Hand zu liegen, dass damit Rekonstruktionen, wie sie in BSD beworben werden, nicht verteidigt werden können.

Allerdings ist diese Reaktion zu einfach. Denn die oben skizzierte Erläuterung der Verwendung normativer Terme kann in einer Hinsicht als „linear“ und in einer anderen Hinsicht als „nicht-linear“ gelten, wirft also Licht auf eine interessante Ambiguität in der (McDowellschen) Rede von „linearen“ Analysen bzw. Rekonstruktionen, zumindest im Hinblick auf die Praxis der Verwendung normativen Vokabulars. Die im letzten Abschnitt skizzierte Rekonstruktion der Verwendung normativer Praxis ist und bleibt ihrem Anspruch nach „linear“, insofern sie darauf abzielt, den (als problematisch verstandenen) Begriff des normativen Status zu erschließen über den (als weniger problematisch verstandenen) Begriff der praktischen Einstellung. Ich halte es für eine interessante Eigenschaft der Erläuterung, dass diese Linearität auch im Angesicht

der praktischen Zirkularität normativer praktischer Einstellungen bestehen bleibt. Die Zirkularität besteht hier darin, dass Praxisteilnehmer ihre praktischen Einstellungen mittels normativen Vokabulars ausstellen, explizit machen. Das gilt auch dann, wenn es sich bei den Praxisteilnehmern um Theoretiker handelt. Die sich hier zeigende „Nicht-Linearität“ ist allerdings kompatibel mit der Tatsache, dass die skizzierte Erläuterung nach wie vor darauf abzielt, einen unverständenen Begriff mithilfe eines besser verstandenen Begriffs zu beleuchten. Möglicherweise könnte hier Raum für eine Fortführung der Debatte zwischen Brandom und McDowell liegen.¹⁴

Die zweite mögliche Antwort auf meinen Vorschlag zur Erläuterung der Normativität basiert auf der Behauptung, dass es die Praxis der Verwendung normativer Terme gar nicht gibt, oder dass es sie nur in einem abstrakten, philosophisch uninteressanten Sinn gibt (vergleichbar vielleicht mit dem Sinn, in dem es die Praxis gibt, auf Fragen zu antworten). Worauf wir unsere philosophische Aufmerksamkeit richten sollten, so die Antwort weiter, sind die vielen konkreten Praktiken der Verwendung normativer Terme. Etwa die Praxis der Rechtsprechung in einem konkreten Rechtsgebiet und Rechtsbezirk, oder die Praxis der Bewertung des Tangotanzens (natürlich auch die Praxis des Tanzens selbst). Für diese Praktiken gilt, so die Antwort schließlich, dass wir uns keine großen Hoffnungen machen sollten, was das Projekt einer Rekonstruktion der jeweiligen Praxis bzw. Fähigkeit angeht. Wer die Praxis verstehen oder erlernen will, kommt schlechterdings nicht umhin, sich in sie initiieren zu lassen, sie als Akteur erlebend zu erlernen. Eine philosophische Rekonstruktion welcher Art auch immer wird dies nicht ersetzen können.

In Bezug auf Fertigkeiten wie Radfahren oder Tanzen liegt dies auf der Hand. Jedoch hat die These nicht nur eine pädagogische Dimension. Auch ohne alle psychologischen oder intellektuellen Unzulänglichkeiten (welche üblicherweise eine pädagogische Strategie des Beibringens erst notwendig machen) kann die Praxis erst dann als verstanden gelten, wenn sie aus der Teilnehmerperspektive beherrscht wird. Dies lässt sich unter Rückgriff auf eine von Ronald Dworkin vertretene (popularisierte?) Argumentation zeigen.

In seinem *Laws Empire* (1986b, und auch an anderen Stellen) hat Ronald Dworkin eine Interpretation der rechtlichen Praxis vorgestellt, die am bekanntesten für die These ist, dass es auf alle schwierigen rechtlichen Fragen eine korrekte Antwort gibt. Weniger bekannt, dafür aber für unsere Zwecke einschlägiger, sind zwei andere Hauptthesen der Interpretation. Erstens: Das korrekte rechtliche Urteil in einem konkreten neuen Fall kann nicht bloß aus dem Wortlaut von Rechtstexten ermittelt werden, sondern bedarf der Kenntnis anderer Urteile in anderen konkreten Fällen. Eine Richterin, die einen neuen Fall zu entscheiden hat, muss – und dieses *muss* zeigt eine methodische Notwendigkeit an – andere konkrete Urteile in der Geschichte des relevanten Rechts bzw. Gesetzes studieren. Dies ist der Sinn, in dem der Gehalt einer Norm in ihren konkreten Befolgungsschritten besteht. Zweitens, und damit verbunden: Die Gesamtschau konkreter Urteile mit dem Ziel der Ermittlung der korrekten Entscheidung in einem neuen Fall muss – wiederum ist dieses *muss* eines der methodischen Notwendigkeit – darauf hinauslaufen, die von der Norm getra-

gene Praxis als maximal sinnvoll (richtig, weise) anzusehen. In einem berühmten Aufsatz (Dworkin 1986a) illustriert Dworkin beide Thesen mit einer Analogie zwischen Recht und Literatur. Erstens: Um zu wissen, ob ein gegebener Text unter ein bestimmtes Genre fällt, bedarf es detaillierter Kenntnis anderer konkreter Texte des Genres. Und zweitens: Ein Urteil bezüglich der Genre-Zugehörigkeit muss unter anderem auf der Annahme beruhen, dass der Text im gegebenen Genre seine höchstmögliche Qualität zeigt. Der Grund, aus dem *Hamlet* nicht sinnvoll als romantische Komödie gelesen werden kann, ist der, dass der Text als romantische Komödie ein ziemlich schlechter Text wäre.

Es ließe sich nun argumentieren, dass diese Thesen, insbesondere aber die zweite methodische Notwendigkeit – die Notwendigkeit, das Gesetz bzw. den Text als maximal wertvoll anzusehen – voraussetzt, dass die Theoretikerin sich mit der relevanten Praxis selbst identifiziert. Was hiermit im konkreten Fall gemeint ist, hat Dworkin wie folgt umschrieben: “[The theorist’s] conclusions are [...] not neutral reports about what the [members of the practice] think but claims about [the practice’s demands] *competitive* with theirs.” (Dworkin 1986b: 64; Hervorhebung im Original) McDowell könnte sich nun dieses Ergebnis zueigen machen und behaupten, dass Brandom nur eine formale und damit inhaltsleere, gewiss keine interessante Antwort auf die Frage geben kann, wie sich die Praxis der Verwendung normativen Vokabulars rekonstruieren ließe. Eine inhaltlich reichere Rekonstruktion der Praxis müsste eine *R e k o n s t r u k t i o n* der Praxis mitsamt ihrer *k o n k r e t e n* Urteile sein.

Nun, in Bezug auf Praktiken wie die der Rechtsprechung scheint mir dies korrekt zu sein. Allerdings sind die „Praktiken“ oder „Fähigkeiten“, die Brandom in BSD (und in MIE) diskutiert, andere *A r t e n* von Praktiken bzw. Fähigkeiten als die Rechtsprechung. Die in BSD thematisierten Praktiken sind eher aufzufassen als die Praktiken der Verwendung bestimmter Werkzeuge, wobei die Zwecke der jeweiligen Verwendungen nicht in jeder Rekonstruktion von Belang sein müssen. Wenn Dworkin schreibt, dass sich ein korrektes rechtliches Urteil nur ermitteln lässt durch eine bereits normativ geladene Gesamtschau vieler (anderer) Rechtsanwendungen, dann ist dies nur deswegen so, da er die Zwecke bereits als untrennbar mit der Praxis verwoben sieht. Diese Sichtweise ist allerdings etwa bei der Praxis der Verwendung indexikalischer Terme unpassend. Möglicherweise ließe sich aber der Grundgedanke im Interesse einer Fortführung der Debatte zwischen Brandom und McDowell weiter verfolgen.

Wer Robert Brandom und John McDowell kennt, der erwartet, dass der Streit zwischen ihnen in eine neue Runde geht. Die Semiotik, so scheint mir, hat allen Grund, sich für den Streit zu interessieren. Sowohl Brandoms neue Art der Begriffsanalyse als auch McDowells Skepsis in Bezug auf jegliches Analysieren von Begriffen haben komplexe semiotische Konsequenzen. Gerade, wenn Brandoms philosophisches Programm als ein neuer Ansatz in der Zeichentheorie gelten kann – einer, der propositionale Zeichen besonders hervorhebt, der die inferentiellen Verknüpfungen von Sätzen sowie die praktischen Verknüpfungen verschiedener Vokabulare als neue Zugänge zum *signifié* versteht – sollte aus semiotischer Sicht viel an der Pittsburgher Meinungsverschiedenheit und ihrer korrekten Auflösung hängen.

Anmerkungen

- 1 Nicht nur ein Vorliegen der diskursiven Kompetenz – das wäre trivial.
- 2 Eine weitere zentrale Idee der Schule ist der Gedanke, dass die unseren Sinnesorganen entspringenden Informationen deswegen begrifflich strukturiert sind (und daher geeignet sind, Überzeugungen zu rechtfertigen), weil die Welt an sich begrifflich strukturiert ist. In der gegenwärtigen akademischen Landschaft ist dies eine krasse Minderheitenposition. McDowell und Brandom, die dies einräumen, verteidigen die These auf verschiedene Weisen. McDowells setzt auf die Strategie, mittels Erinnerungen an bestimmte alltägliche Wendungen (etwa sprachliche Muster wie *sehen, dass P* oder *hören, dass P*, wobei *P* für eine Proposition steht) eine Anfangsplaussibilität für die Idee herzustellen und dann eventuelle philosophische Vorbehalte als Vorurteile zu diagnostizieren und zum Gegenstand wittgensteinianischer Therapie zu machen. Brandom buchstabiert die These systematischer aus. Nach ihm lassen sich die Naturgesetze als Gesetze über Inkompatibilitäten bestimmter Eigenschaften bestimmter Objekte verstehen. Inkompatibilität – ein modaler Begriff – ihrerseits ist hinreichend, um jeden semantischen Gehalt zu rekonstruieren. (Es ist eine spannende Frage, wie genau diese methodischen Unterschiede mit dem philosophischen Graben im Zentrum dieses Essays zu tun haben. Leider kann ich sie im Rahmen dieses Artikels nicht untersuchen.).
- 3 Freilich haben diese Beziehungen Vorläufer aus der Zeit vor dem Linguistic Turn.
- 4 McDowell merkt an, dass diese Formulierung suggeriert, es gehe nicht um eine hinreichende (Suffizienz), sondern um eine notwendige Beziehung. Allerdings ist dieser Eindruck (wie McDowell selber erkennt) trügerisch, denn wenn man die entsprechende Fähigkeit besitzt, ist man dadurch bereits in der Position, dass entsprechende Vokabular zu verwenden – es handelt sich somit um eine hinreichende, nicht bloß eine notwendige Beziehung.
- 5 Siehe dazu Sellars (1997).
- 6 Siehe Price (2004).
- 7 Siehe Brandom (BSD: 56ff.).
- 8 Siehe dazu auch den Beitrag von Harendarski in diesem Heft.
- 9 So jedenfalls Brandom im privaten Gespräch.
- 10 Tatsächlich lässt Brandom kaum eine Möglichkeit ungenutzt, Wittgensteins Diktum, unsere Sprache sei wie „eine alte Stadt: ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern aus Zubauten aus verschiedenen Zeiten“ (Wittgenstein 2001: §18) zu paraphrasieren als die Idee, die Sprache habe keine Innenstadt (“language has no downtown” (BSD: 5)) – freilich eine nicht ganz saubere Paraphrase.
- 11 Brandom (BSD: 6) zitiert etwa wohlwollend die Arbeiten von Hans Julius Schneider (1992).
- 12 Jedenfalls alles, was sich als intellektuell einigermaßen respektabel ausweisen lässt. Eine offene Frage ist beispielsweise, ob der religiöse Diskurs darunter fällt.
- 13 Siehe oben.
- 14 Ich sollte betonen, dass McDowells eigene Beschäftigungen mit dem Regelfolgen und damit mit dem Phänomen der Normativität sich grundlegend von der

oben skizzierten Erläuterung unterscheiden. Sie sind streng wittgensteinianisch, insofern sie darauf angelegt sind, die Leserin an die üblichen Verwendungen normativen Vokabulars zu erinnern und eventuelle Fehlwahrnehmungen der Praxis zu diagnostizieren und therapieren. In Bezug auf das normative Phänomen der Bedeutung in etwa schreibt McDowell, dass es die Aufgabe der Philosophie sei, "to dislodge the assumptions that make it look difficult to find a place for meaning in the world. Then we can take in our stride meaning's role in shaping our lives. We do not need a constructive legitimizing of its place in our conception of ourselves" (McDowell 1996: 176, siehe auch 95, 174 und McDowell 1981, 1984).

Literatur

- Brandom, Robert (1994), *Making It Explicit. Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Brandom, Robert B. (2008a), *Between Saying and Doing*. Oxford: Oxford University Press.
- Brandom, Robert B. (2008b), „Towards an Analytic Pragmatism“. *Philosophical Topics* 36: 1–27.
- Brandom, Robert B. (2008c), „Responses“. *Philosophical Topics* 36: 135–155.
- BSD: Siehe Brandom 2008a.
- Dworkin, Ronald (1986a), „How Law Is Like Literature“. In: Ronald Dworkin (ed.), *A Matter of Principle*. Oxford: Clarendon: 146–166.
- Dworkin, Ronald (1986b), *Law's Empire*. Cambridge Mass.: Belknap.
- Kiesselbach, Matthias (2012), „Constructing Commitment. Brandom's Pragmatist Take on Rule-Following“. *Philosophical Investigations* 35, 2: 101–126.
- Maher, Chauncey (2012), *The Pittsburgh School of Philosophy: Sellars, McDowell, Brandom*. London: Routledge.
- McDowell, John H. (1981), „Non-Cognitivism and Rule-Following“. In: Steven H. Holtzman und Christopher M. Leich (eds.), *Wittgenstein: To Follow A Rule*. London: Routledge and Kegan Paul: 141–162.
- McDowell, John H. (1984), „Wittgenstein on Following a Rule“. *Synthese* 58: 325–364.
- McDowell, John H. (1996), *Mind and World*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- McDowell, John H. (2008), „Comment on Lecture One“. *Philosophical Topics* 36: 45–53.
- McDowell, John H. (2009a), „How not to read the Philosophical Investigations: Brandom's Wittgenstein“. In: John H. McDowell (ed.), *The Engaged Intellect*. Cambridge Mass.: Harvard University Press: 96–112.
- McDowell, John H. (2009b), „Motivating Inferentialism. Comments on Chapter 2 of Making It Explicit“. In: John H. McDowell (ed.), *The Engaged Intellect*. Cambridge Mass.: Harvard University Press: 288–307.
- MIE: Siehe Brandom 1994.
- Price, Huw (2004), „Naturalism without Representationalism“. In: M. De Caro und D. MacArthur (eds.), *Naturalism in Question*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schneider, Hans J. (1992), *Phantasie und Kalkül*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sellars, Wilfrid (1997), *Empiricism and the Philosophy of Mind*. Hrsg. von Robert B. Brandom und Richard Rorty. Cambridge Mass.: Harvard University Press.

Wittgenstein, Ludwig (2001), *Philosophical Investigations. Philosophische Untersuchungen*. Oxford: Blackwell.

Dr. Matthias Kiesselbach

53173 Bonn

E-Mail: matthias.kiesselbach@posteo.de